

bell hooks

Kritisch denken lernen

Antworten aus der Praxis

**Aus dem amerikanischen Englisch
von Helene Albers**

UNRAST

13

Humor im Unterricht

Klugheit und Ernsthaftigkeit sind Eigenschaften, die Lehrende schätzen. Jedoch können wir auch so ernst werden, dass kein Platz mehr für Humor im Unterricht bleibt. Wie viele Akademiker:innen und/oder Intellektuelle bin auch ich nicht mit der Vorstellung aufgewachsen, dass Humor wichtig ist. Stattdessen war ich während der gesamten Schulzeit dafür bekannt, sehr ernst zu sein. Ein Großteil meiner Ernsthaftigkeit war eine psychologische Reaktion auf das Unglücklichsein in unserer dysfunktionalen Familie. Wir durften uns von keiner Person in der Schule beeinflussen lassen, weder von Schüler:innen noch von Lehrer:innen, denn unsere patriarchal-tyrannischen, überfürsorglichen Eltern glaubten, dass nur sie die Macht haben sollten, Einfluss zu nehmen. Es war immer wieder ein Kampf, sich zwischen den Regeln zu Hause und dem Wissen in der Schule hindurchzulavieren. Der Versuch, herauszufinden, was man den Eltern vorenthalten und was man mit ihnen teilen sollte, führte zu einem gespaltenen Bewusstsein. Das machte es im Grunde schwer, loszulassen und Freude zu erleben, sei es zu Hause oder in der Schule.

Mehr als vielen bewusst ist, tragen gerade die Schüler:innen, die als Nerds oder Streber:innen angesehen werden und die oft eine besondere Begabung für das Lernen von Schulwissen haben, schwer an den Folgen von emotionalen Verletzungen und Traumata. Viele von uns sind einfach emotional abgestumpft, verschlossen, distanziert. Ich war kein fröhliches Mädchen in der Schule und auch im College nicht. Das Lachen, der Humor im Allgemeinen, war für mich mit Loslassen assoziiert. Doch mein größtes Ziel im Leben während der High School und im College war es

nicht, loszulassen, sondern festzuhalten – das Leben im Griff zu behalten. Nur sehr selten erschien mir etwas ›lustig‹, und fast nichts war es wert, darüber zu lachen.

Als ich dann mein Studium aufnahm, wurde es umso wichtiger, dass ich nicht als lustiges Mädchen, als Spaßvogel, angesehen werden durfte. Das Streben nach Erfolg in der sexistischen akademischen Welt, einer von Männern dominierten Umgebung, in der weibliche Studierende jeden Tag von Professor:innen gesagt bekamen, dass wir nicht so gut seien wie Männer, ließ es umso wichtiger werden, seriös zu erscheinen. Entscheidend war, dass wir als zu wissenschaftlicher Arbeit fähig wahrgenommen wurden. Wenn dann noch Race und Klasse mit ins Spiel kamen, war es für eine Schwarze Frau umso wichtiger, Seriosität auszustrahlen. Während meiner gesamten Studienzzeit wurde mir von Freund:innen und Kommiliton:innen des Öfteren zu verstehen gegeben, dass sie mich ›gerne mal betrunken oder bekifft sehen würden‹, weil sie glaubten, dass ich zu ernst sei und dass ich mehr Spaß haben könnte, wenn ich nur etwas lockerer wäre. Bevor ich lernte zu lachen und die Kraft des Humors zu schätzen, lernte ich allerdings, dass es gut ankam, geistreich und schlagfertig zu sein, besonders wenn man zu den immer schwarz gekleideten, dekonstruktivistischen, radikalen, feministisch-zickigen Divas gehörte, die auch mal knallhart ihre Meinung sagen konnten (d. h. Kritik üben) oder andere heruntermachen (d. h. Sarkasmus und vielleicht sogar ein wenig Verachtung in ihre Kritik einfließen ließen). Eine ›kalte‹, ›beißende‹ Erwiderung, vor allem wenn sie geistreich war, konnte tatsächlich zuweilen Lacher beim Publikum hervorrufen. Im Übrigen machte es mehr Spaß, den Eindruck von Coolness zu erwecken als mit einem herzhaften Lachen aufzufallen. Geistreich und witzig zu sein, ist Ausdruck einer scharfen und schnellen Auffassungsgabe und soll amüsieren. Doch beim Einsatz verbaler Kunstfertigkeit gelingt es oft nicht, dass der Witz ein Lachen hervorruft, weil die Zuhörenden es einfach ›nicht kapieren‹. Früher gehörte ich zu den Menschen, die nie einen Witz richtig erzählen konnten; bei mir kam er immer wie eine langatmige, auslegende Erklärung rüber. Meist habe ich einen Witz auch schlicht nicht verstanden, d. h. ich habe die Pointe nicht erfasst. Ich gehörte zu den Menschen, die sich Witze normalerweise erklären lassen mussten.

Zu Beginn meiner Lehrtätigkeit, insbesondere als Lehrbeauftragte am Fachbereich Englisch einer Eliteuniversität, fand ich mich in einer Atmosphäre absoluter Ernsthaftigkeit im Unterricht wieder, einer Ernsthaftigkeit unter den Studierenden, hinter der sich oft die Furcht verbarg, den Anforderungen nicht gerecht zu werden. Es war zwar nicht so, dass meine Studierenden Versagen fürchteten, denn die meisten von ihnen waren sich ihrer akademischen Intelligenz nur allzu bewusst. Ihre unterschwellige Angst war vielmehr, dass jemand, irgendjemand, sich als intelligenter erweisen könnte. In dieser angespannten Atmosphäre versuchte ich erstmals, ein paar witzige Sprüche im Unterricht anzubringen. Darauf wurde nicht mit Gelächter reagiert, ja nicht einmal mit amüsierten Blicken. Doch anstatt meine Versuche aufzugeben, ein wenig Humor in den Unterricht zu bringen, begann ich, den Studierenden nach einer witzigen Bemerkung zu sagen: »Übrigens, das sollte lustig sein.« Ah, Humor! Es war mein gescheiterter Versuch, zu amüsieren, der dann tatsächlich Lachen hervorrief. Als ich dies erkannte und weiter nach wirkungsvollen Lehrstrategien suchte, entschuldigte ich mich in meinen Kursen zuweilen dafür, dass ich noch nicht in der Lage war, lustig zu sein. Ich sagte auch zu den Studierenden: »Ich bin witzig – ihr kapiert es einfach nicht – gebt euch mehr Mühe«. Ab und zu fingen sie an zu lachen. Sie begannen zu verstehen, was Witz ist.

Meine Bemühungen um Humor wurden in der Regel von den vielen Drama-Queens unterstützt, die sich für meine Kurse angemeldet hatten. Eines Tages kam ich zu spät zum Kurs (Studierende, die zu spät kamen, mussten sich oft meine witzigen Bemerkungen anhören). Einer meiner Lieblingsstudierenden, ein hochgewachsener Schwarzer Mann mit dem Körper eines Tänzers, der in jeder Hinsicht RuPaul ähnelte, mit Ausnahme seiner Kleidung, stand vorne im Kursraum und ahmte mich nach, machte sich lustig über mich und brachte damit alle zum Lachen. Ich lachte mit, und es war einer dieser vielen erhellende Momente, die im Unterricht passieren können. Mir wurde klar, dass sowohl witzige Bemerkungen als auch ganz normaler Alltagshumor wirklich dazu beitragen können, eine offenere Atmosphäre im Unterricht zu schaffen. Einfach ausgedrückt: Gemeinsames Lachen kann den Zusammenhalt einer Gruppe stärken. Das gilt vor allem für Lerngruppen, in denen es

viel Trennendes gibt, in denen Vielfalt die Norm ist oder in denen die unterrichteten Themen die Lernenden mit deprimierenden Fakten konfrontieren.

Gerade in Kursen, in denen Studierende neue Denk- und Wissensweisen erlernen, die ihre bisherigen Glaubenssysteme infrage stellen, ist Humor als vermittelnde Kraft gefragt. Lehrveranstaltungen, in denen jungen Menschen beigebracht wird, sich der Dominanzkultur und den damit einhergehenden Phänomenen wie Rassismus, Sexismus, Klassenelitismus, religiöser Fundamentalismus, Homofeindlichkeit usw. entgegenzustellen, können die Stimmung drücken und Gefühle der Ohnmacht wecken. Wenn große Unterschiede in Bezug auf Identität, Erfahrung, Denken und Meinung deutlich werden, können Spannungen und Konflikte im Unterricht entstehen, was auch tatsächlich geschieht. Humor kann in solchen Fällen eine willkommene Pause von ernsten, intensiven Themen und Diskussionen bieten.

Häufig wird der Versuch, mit Humor zu arbeiten, jedoch missverstanden, und manchmal führt das, von dem wir hoffen, dass es amüsant ist, stattdessen zu Spannungen. Zurzeit unterrichtete ich an einem College, an dem sich eine große Mehrheit der Belegschaft, der Lehrenden und der Studierenden für soziale Gerechtigkeit einsetzt, für all die großen und wichtigen Themen, die angegangen werden müssen, wenn wir Herrschaft in all ihren Formen beenden wollen. Es ist auch ein christliches College. Von allen Orten, an denen ich gelehrt habe, ist dies auch ein Ort, an dem es einfach nicht genug Humor gibt. Oft ist es uns so wichtig, niemanden zu verletzen, dass wir Formen der Selbstzensur entwickeln. Im ersten Jahr meiner Lehrtätigkeit lud ich Ron, einen weißen männlichen Professor, einen New Yorker Kollegen und Mitstreiter, zu einem Fakultätsworkshop ein, bei dem wir uns über das Lehren unterhalten wollten. Unsere Zeit war begrenzt; wir hatten eine Stunde Zeit, um miteinander zu reden. Nach der Vorstellungsrunde begann Ron zu reden. Und er konnte reden. Er redete unaufhörlich, als wäre er der einzige Vortragende, der etwas zu sagen hätte. Ich stand daneben und war ziemlich irritiert und genervt. Schließlich unterbrach ich ihn und gab einen, wie ich hoffte, amüsanten Kommentar ab, indem ich sagte: »Weiße Männer können schwafeln«, in Anlehnung an den Film »White Men

Can't Jump«.⁸ Obwohl einige der Anwesenden lachten, äußerten die Fakultätsmitglieder später ihre Besorgnis darüber, dass ich unserem Gast gegenüber unhöflich gewesen sei. Nach meiner witzigen Bemerkung erklärte ich, dass Ron eindeutig viel zu sagen habe und wir sicherlich bereit seien zuzuhören, aber ich es wichtig fand, darauf hinzuweisen, dass wir nicht, wie geplant, einen Dialog hielten.

Nun, ich hätte Ron unterbrechen und genau das ausdrücken können, indem ich sagte: »Ron, du hältst einen langen Monolog, obwohl wir eigentlich einen Dialog führen wollten. Ich verstehe nicht, warum du das tust«. Diese direkte Konfrontation schien mir dem Anlass unangemessener zu sein als eine humorvolle Bemerkung. Später, als Ron und ich uns Zeit für ein kritisches Feedback zu der Präsentation nahmen, räumte er ein, dass er einfach »zu sehr in Fahrt gekommen« sei. Er hatte eine Menge zu sagen und wollte es auch tun. Aber, wie oft nutzen weiße Männer in der akademischen Welt die Macht ihrer Stimme, um die Stimmen von Menschen of Color zum Schweigen zu bringen? Viel zu oft. Ich hatte das Gefühl, dass Ron sich fragen sollte, ob er sich in einem Wettbewerb mit mir befand und ob er diesen Wettbewerb gewinnen wollte, indem er es unmöglich machte, dass meine Worte gehört wurden, da mir nur noch sehr wenig Zeit blieb, um zu sprechen. Nach einer schwierigen Diskussion lachten wir gemeinsam, und Ron gab zu, dass »weiße Männer schwafeln können«.

Obwohl wir seit Jahren Gespräche über Pädagogik geführt hatten, fiel es uns nicht leicht, diesen kritischen Dialog zu führen. Ehrlich gesagt, war ich »sauer« auf Ron. Ich hatte das Gefühl, dass er das, was eine Gelegenheit für die Fakultät hätte sein sollen, nämlich, einen weißen männlichen Professor im Dialog mit einer Schwarzen Frau zu erleben, zum Gespött gemacht hatte. Ich hatte gehofft, dass unsere Interaktion als Modell dienen würde. Doch es war ein Fiasko. Später wurde ich von Fakultätsmitgliedern dann noch dafür kritisiert, dass ich unserem Gast gegenüber nicht höflich genug war. Der springende Punkt wurde dabei übersehen, denn meine Antwort darauf, dass Ron das Rampenlicht für

8 Anm. d. Ü.: Wörtlich übersetzt: »Weiße Männer können nicht springen«; der Film von 1992 kam unter dem Titel »Weiße Männer bringen's nicht« in die deutschen Kinos.

sich beanspruchte, bestand darin, die herrschenden Verhältnisse in Bezug auf Race und Gender auf ironische Weise zu kritisieren. Wer in der akademischen Welt war nicht schon einmal mit einer ähnlichen Situation konfrontiert – gezwungen, einem weißen Mann zuzuhören, der immer weiter und weiter redet? Doch Ron und ich, wir engagieren uns beide für die Überwindung von Rassismus und Sexismus, und dabei ist es typisch für uns, dass wir über das Geschehene und unsere Wahrnehmung solcher Vorfälle diskutieren und Kritik äußern, aber wir sind selten wütend aufeinander. Es wäre für uns beide einfacher gewesen, die Sache einfach auf sich beruhen zu lassen, als uns mit kritischen Rückmeldungen zu beschäftigen, bei denen wir einräumen mussten, dass auch etwas Feindseligkeit mit im Spiel war. Unsere Fähigkeit, gemeinsam zu lachen, nachdem wir uns konstruktiv mit dem Problem auseinandergesetzt hatten, so dass wir beide das Gefühl hatten, aus dem Geschehenen gelernt zu haben, schuf eine Brücke und erinnerte uns beide daran, dass das, was uns verbindet und zusammenbringt, immer wertvoller ist als die Konflikte, die dazu führen können, dass wir uns voneinander entfremdet oder getrennt fühlen.

Die Angst vor Konflikten führt oft dazu, dass Lehrende und Lernende die direkte Konfrontation mit Problemen vermeiden, obwohl sie durchaus als nützliche Lerngelegenheiten dienen könnten. Die meisten der weißen und Schwarzen Frauen, die bei dem von Ron und mir geleiteten Workshop anwesend waren, wurden durch meine Bereitschaft ermutigt, anzusprechen, wie er den Moment zur Selbstdarstellung nutzte. Wir alle wissen, dass es für Frauen nicht leicht ist, Männer in den vielen Fällen, in denen große Machtunterschiede bestehen, zu konfrontieren. Hier hat im Grunde genommen der Humor dazu beigetragen, eine Atmosphäre zu schaffen, in der wir darüber sprechen konnten, was in der Gruppe und zwischen uns beiden passiert war.

Bei meinen Gesprächen mit Lehrkräften an öffentlichen Schulen wie mit Hochschulprofessor:innen und Studierenden habe ich immer wieder festgestellt, dass sich alle einig waren, wie wichtig Humor im Unterricht ist. Meine Schwester G., die in einer verarmten Gegend an einer innerstädtischen Schule unterrichtet, hat oft das Gefühl, dass sie eine strenge Lehrerin sein muss. Sie war überrascht, als ihre Schüler:innen

sie darauf aufmerksam machten, dass sie im Unterricht nie lachte. Sie erkannte, dass sie ihren Humor und ihr Lachen aus Angst vor dem Verlust von Macht und Autorität, aus Angst vor Kontrollverlust, zurückhielt. Als sie begann, ihr komisches Ich zum Vorschein kommen zu lassen, fühlte sie sich verletzlicher, aber die Schüler:innen schätzten diese Verletzlichkeit und das Gefühl der Offenheit, das gemeinsames Lachen hervorrufen kann. Wenn wir uns auf das Lachen einlassen, verlagern wir unser Denken außerdem von der linken in die rechte Gehirnhälfte und schaffen so einen ganz neuen Raum für das Denken und Träumen, für die Entwicklung großartiger Ideen.

Ich hoffe, dass künftige Bemühungen um eine pädagogische Neudefinition des Lernens auch Diskussionen über den produktiven Einsatz von Humor im Unterricht umfassen werden. Wir alle kennen die Arten von negativem Humor, der Menschen voneinander entfremdet, insbesondere, wenn er auf Verachtung basiert, um eine andere Person oder Gruppe schlecht zu machen (z. B. Humor, der sich über People of Color und weiße Frauen lustig macht, selbst wenn Mitglieder dieser Gruppe zu denjenigen gehören, die sich abfällig äußern). Hingegen sind wir nicht so vertraut mit der heilenden Kraft des Humors. Wenn Humor von einer Lehrkraft oder von Lernenden eingesetzt wird, um zu verletzen, liegt es in der Verantwortung aller Anwesenden, Wege zu finden, um das Geschehene richtig wahrzunehmen und daran zu arbeiten, den Riss in der Lerngemeinschaft zu kitten. Im Übrigen würden alle Lehrenden es als hilfreich empfinden, wenn es mehr Studien darüber gäbe, wie die Kraft des Humors im Unterricht nutzbringend eingesetzt werden kann, um den Lernerfolg zu steigern und eine Gemeinschaft zu schaffen und zu erhalten. Denn wenn Lehrende und Lernende Hand in Hand arbeiten, finden sie im gemeinsamen Lachen zu mehr Gelassenheit und Harmonie.